

(Nachdruck verboten.)

71

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Siehst, Kaltnerin,“ sagte Schormayer schmunzelnd, „mir zwoa bringan an Tretter in Schwung. Für mi muach a'r a Weibets suacha, und für di an No.“

„Wia waar 's denn, bal i enf zwoa glei frischweg z'samm-spannet?“ schrie der Viehhändler lustig.

Der Schormayer ging lachend darauf ein und meinte, das ließe sich wohl überlegen, und wenn ihn die Kaltnerin für einen Ganzen nehme, könne die Handelschaft gar noch richtig werden.

Die Kaltnerin zog den Kopf tiefer ins Tuch zurück und sagte, da sei doch kein Ernst dabei, und der Tretter sei überhaupt so einer, der die Leute foppe.

„Dös is durchaus gar it g'foppt,“ schrie der Viehhändler, der einen schönen Profit in der Ferne winken sah und darum dringender wurde. „Warum soll nacha dös bloß a G'spaß sei? Der Schormoar werd koa ganz Junge net mög'n, de hint und vorn nix vesteht, und du waarst ganz passet für eahm. Du bist deiner Sach scho fürs'igstanna in Inzemoos und host it viel Hülf g'habt dabei.“

„Dös sell is g'wis und wahr; Hülf hon i gar koane g'habt, und überhaupts hon i de letzten Johr alloa auf d' Arbet denka müass'n, wei' . . .“

„No also! Dös sag' i ja!“

„Wei' da Kaltner scho überhaupts gor nimma hat o'greifa finna, aa bal er mög'n hätt, weil a d' Sucht g'habt hot, und is eahm allsammete z' schwaar g'wen, und bal er 's probiert hot, is er marodi worn und hot aa glei wieda g'suffa.“

„Do waar ja i no da besser,“ sagte der Schormayer treuherzig.

„Da host recht! Du bist scho anderst beinand, als wia'n er g'wen is,“ versicherte die Kaltnerin, indes sie voll Anerkennung ihr Gegenüber anschaute.

„Bei der Arbet bin i heunt no it schlecht, und dös leht Frühjahr hon i selm a fufzeh" Lo'wert umg'adert, daß mir koa Junga net fürkemma waar.“

„Und im Bett bist du aa no it schlecht,“ schrie der Tretter und schlug fröhlich auf den Tisch.

„Dös sell woach mi net . . .“

„Ganz lüaderli werst nacha do scho net sei, du Tropf, du eiskalta!“

„Geah! Red do it so daher!“ wehrte die Kaltnerin ab.

„Dös g'hört aa zu'n Handel, ob er koan g'seklinga Fehla net hat!“ lärmte der Viehhändler und lachte herzlich über seinen Spaß.

„Du muachst di do schama, was du alsammete daher bringst!“

„Wos nacha? Raffst du vielleicht d' Raß in Sack?“

Da lachten nun alle miteinander, und der Schormayer wurde blaurot im Gesicht und mußte sich die Tränen abwischen. Sogar das geschämige Weibsbild wollte lustig lichern, und es ging aber nicht.

Mit dampfenden Schüsseln kam die Zimmerin herein; Geselächtes, das von warmem Fett glänzte und appetitlich im Kraut lag, und auch Erdäpfel brachte sie; und indes sie ihre wohlwärmenden Gaben auf den Tisch stellte, sprach sie ihre Freude darüber aus, daß es so freuzlustig in der Stube geworden sei.

„Paß auf, Zimmerin,“ antwortete der Tretter, „es ranfelt (rennt) si was z'samm, und übereds (in kurzem) hamm mir a Hozet (Hochzeit)!“

„Was na für oane?“

„Bal da Wittiber d' Wittiberin padt.“

„Oho! Dös waar aba schnell gangal!“

„Es is aa no it ganga,“ sagte der Schormayer, „mi red'n g'rad a bissel dabo.“

Die Unterhaltung schwieg, denn die Mannsbilder langten zu und hatten tüchtig zu kauen.

Die Zimmerin aber setzte sich neben die Kaltnerin auf die Bank, und sie rückten beide weiter vom Tisch weg und

tuschelten eifrig miteinander; und was sich nicht sagen ließ, teilten sie sich zwinkernd und blinzeln in der Augensprache mit.

Dann wischte sich der Tretter mit der Hand übers Maul. „So, guat war 's.“

„G'segn 's Good!“ sagte die Zimmerin. „Gättst vielleicht no mehra mög'n?“

„Na, es g'langt scho. Aba paß auf, Schormoar, jeh soll'n mi nacha wirkli amal vo dera Sach mit Ernst aa red'n.“

„Wo was für a Sach?“

„Vo 'n Heireth'n halt! Und sie soll sag'n, was f' hat.“

Der Tretter deutete dabei mit dem Daumen auf die Kaltnerin. Die schaute nun auch erwartungsvoll auf den ihr Zugesprochenen; aber der Schormayer holte sich noch eine Gabel voll Kraut und schob sich einen Bissen ins Maul.

„Für dös is heunt no koa Zeit,“ sagte er kauend und schmatzend.

„Firti (fertig) macha brauchst heunt freili nix, aba red'n finna mi do, red'n.“

Der Schormayer nickte mit dem Kopf.

„Sie soll halt red'n.“

Da blinzelte der Tretter ermunternd die Kaltnerin an.

„Setz sag 's eahm, was d' hast.“

Und das Weibsbild lockerte sein Kopftuch, damit man es deutlicher höre, und schnupfte etliche Male auf und begann:

„Von Inzemoos san ins blieb'n fufzeh'tausand dreihundert und zwanzig March, und achttausand March san Bargeld, und des ander is auf zwoate Hypothek auf'n Kaltnero'wes'n blieb'n.“

„De is aba guat; da brauchat mi koan Angst it hamm,“ warf der Tretter ein; „de erst Hypothek is a Bankgeld, und it viel.“

„De erscht Hypothek san viertausend March, und na kimmt des infer, und vo dera Hypothek und von Bargeld g'hört de Hälfst mei, und des ander g'hört de drei Rinda, und derf aber i de Zin'n ziahg'n, bis daß sie mündig wer'n; und a so steht 's g'chrieb'n.“

Der Schormayer stocherte mit der Gabel im Kraut herum, ob sich nicht noch ein Stück Fleisch fände, und die andern, die ihn alle zusammen betrachteten, mußten glauben, daß er seine ganze Aufmerksamkeit auf das Suchen gerichtet habe.

Nun wandte er doch seinen Kopf der Witwe zu und fragte: „So, Rinda hoscht drei?“

„Ja. Zwoa Madln und oan Buam, und des ältest is elf Jahr alt, und da Lochmann von Inzemoos nahm 's glei zu eahm, hat er g'sagt, weil er 's zu'n Hüat'n brauch'a kunnt.“

„I that ma 's selm zu der Arbet richt'n, wann i du waar.“

„Ja no, mi sagt g'rad, wann eppa drei Rinda z' viel waar'n, und weil du aa zwoa hoscht . . .“

„Wer red't denn vo mir?“

„Mi sagt ja g'rad, für den Fall, daß 's eppas wurd mit ins zwoa, und es war si a Hindernis vorhand'n z'weg'n die Rinda.“

„Auf des sell gang 's aa nimma z'samm, aba i fo dir heunt no gar nix sag'n, was i an Sinn ho. Dös geht so schnell it bei mir, und i bi mir it g'scheit gnuu.“

„Seirath'n is it Kapp'n tauscht,“ sagte die Zimmerin, „und a niada Mensch muß si dös g'nau überleg'n, und du werst na scho wieda zukehrn, Schormoar, bal dir alsammete paßt.“

„Dös is amal richti,“ versicherte der Schormayer, „überlegt muach die Sach wern. Dös laßt si net auf ja und na richt'n, und i wer jekt dahoam nachdenka über dös.“

„Moanst d', bei mir is anderst?“ fragte die Kaltnerin.

„I woach ja no gar nix vo dir.“

„Mi derfragst d' leicht.“

„Mit 'n Derfrag'n is it tho; mi muach aa wiss'n, wia du 's mit deine Rinda hoscht.“

„Des'weg'n sag i ja, daß i a Zeit brauch zu'n überleg'n.“

„Is ja recht. Ueberlegst d' as halt!“

Die Kaltnerin hatte ihr mildes Wesen abgelegt und wollte sich nicht mehr lieblich zeigen; und wie der Schormayer aufstand und allerseits einen herzlichen Abschied nahm, verklang ihr Gegengruß beinahe hinter dem Tuch. Dann aber, als er schon unter der Türe stand, schien es ihr doch, daß ihrer

feits nichts verjäumt werden dürfte, und sie schrie ihm nach, etwas hätte sie noch vergessen: daß ihr Vetter, der Buchberger von Glonn, kinderlos sei und nach seinem Ableben ihr an dreitausend Mark hinterlassen müsse, wenn es nach Rechten gehe.

„Ganz quat,“ sagte der Schormayer, „und nacha, bal i also de Sach übalegt hab, und bal i in Richtigkeit is, nacha kimm i wieda, oder i thua dir a Bottschaft, daß du zu mir umi kimmst. Büat di!“

Und damit ging er zum Hause hinaus und schmunzelte ein wenig, weil der Tretter noch zwischen Tür und Angel mit den Limmerischen und der Kaltnerin eine Verhandlung hatte.

Erst am Ende der Dorfgasse holte ihn der Viehhändler ein. Sie gingen eine Weile miteinander, ohne zu reden; der Tretter hustete, weil ihn das Laufen angestrengt hatte, und der Schormayer rülpfte etliche Male recht kräftig.

„Dös Schweinerne war aba fett,“ sagte er.

„Ja, ja. Und wie g'fallt s' da?“

„Gan?“

„Wie s' da g'fall'n hat?“

„I hab d' as scho g'sagt, daß s' a' alt is.“

„I' alt?“

„Ja, und mehra wie drei Raibln (Kälber) hat s' aa scho g'habt. Da ko'st du mir nix fürmacha.“

„Drei Raibln? Wo wem redst denn du?“

„Wo da Ruah halt! Wa rai draht (führst) du net a, mei Diaba!“

„Wer red't denn wo da Ruah? I frag di, wie da de Kaltnerin g'fall'n hat.“

„Ah so!“ Der Schormayer lachte still vor sich hin. „Du moanst de Kaltnerin?“

„Freili! Daß d' mi sei du net bastand'n host, du Plana, du elendiga! Jetzt sag aba g'scheit, was d' moanst!“

„I moan gar nix, Tretter.“

„No dös sell muact d' do wiss'n, ob sie dir g'fall'n hat, und ob 's mögli waar.“

„Mögli? Warum net? Mögli is all's.“

„Sie is kua uneben's (übles) Weibsbild, derfst d' ma 's glaab'n, Schormoar. Mir hot sie recht quat g'fall'n.“

„Dir?“

„G'wis is 's wahr. I kenn s' scho länga, und i gib ihr dös best' Zeugnis.“

„Nacha sollst da s' selm aufg'halt'n, wann's d' vielleicht do no dös drittmal zu'n Geireth'n kamst.“

„Ah was! Jetzt hör amal mit deine G'spafetln (Späße) auf und red a Wort! Magst d' as, oder magst d' as it?“

„I woaß it.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Wettermacher.

Eine Tiroler Legende von Auguste Hauschner.

Das war ein böser Abend gewesen für den heiligen Cyprian, der Abend vom letzten Samstag im Augustmonat.

Ganz gemächlich war er mit dem heiligen Andreas, dem heiligen Florian und dem heiligen Christophorus zum Königsrufen hergefahren. Und ganz beruhigt. Denn um ungestört zu bleiben, hatte er ein stilles, klares Wetter angesagt im ganzen Eisack und Grödnertal.

Auf einmal — grad' hat er ein Riesenspiel in der Hand gehabt — Coeur solo — sich selbst gerufen und König Ultimo angesagt — ist ein Mordspettakel angangen.

Ein Krachen, Pumpen und Blasen — als sollt das Himmels-gewölb' selber einstürzen.

Und schon ist der heilige Jakob aus dem Pustertal gerannt gekommen um Hilfe — und schon hat der heilige Florian weglaufen müssen zum Feuerlöschern — und der heilige Christophorus zum Bassertrocknen. Und der heilige Cyprian hat seinen Schaden gesehen.

Die Malesizbuben, die Wetterengel, haben sich über die himmlischen Geräte hergemacht und ein Wetter heruntergehen lassen, daß einem Hören und Sehen verging.

Ihrer Drei haben den Sturmblasebalg in Schwung gebracht, daß die Bäume im Eggertal nur so splitterten.

Die Schleusen von der schwarzen Hagelwolke haben's aufzogen, grad' über den Feldern und Aedern von die Tierzer Bauern.

Und den Schrank mit dem Kugelblitz, der so gefährlich war, daß der heilige Cyprian den Schlüssel davon immer in der Hosentaschen trug, haben sie aufgebrochen.

Und ein Feuerwert geschleudert — bis hinüber in die Mauris, daß die meteorologische Station am Sonnblid in Flammen stand und alle Instrumente in einen Klumpen zusammenschmelzten.

Um beides war dem heiligen Cyprian im Grund nicht leid.

Die Herren Meteorologen und Astronomen, die ihm mit ihre

Jernröhr und Glasel Tag und Nacht in die Himmelsfenster spionierten und ihm auf jeden Fehler aufpaßten wie die Gastelmacher, waren ihm auf den Tod zuwider.

Und die Tierzer, die Querculanten, denen nie kein Wetter recht war, hatte er lang' im Magen.

Es war nur um den heiligen Petrus — der sah streng auf Ordnung. Und das Tarokieren am späten Abend hatte er schon unzählige Mal verboten.

Denen Buben hat der heilige Cyprian auch nicht schlecht heimts gezahlt.

Das Rosimil hat auf'n Abendstern rausgemußt, zum Blanpußen. Das Bonifagerl, das Bephrinl und das Rochusl waren — schwabs — im Wolkenmittelarrest — dem Schledermaul, dem Leodegarl hat er die himmlische Speise entzogen — und ein paar Kamp'n, die aufbegehren haben wollen, hat er rechts und links ein paar Watschen ausgewischt, daß sie stantepedi in die Milchstragen einfliegen sein.

Das war ein Jammern und Heulen unter die Buben — und ein Umeinandwirtschafien.

Wie der heilige Cyprian hernach die Ronde gemacht hat, war alles aus der Ordnung.

Die Cumuli in den Cirrusregalen und umgekehrt — die Blige schlampet zusammengelegt — das Wetterleuchten nicht zugedeckt — und der Tauhaßn nicht zugedreht — er tropfte — auf den neuen Donner, daß er auf einer Stelle schon 'nen Rostfled hatte.

„Himmeldonnerwetter!“

Der Fluch war im Himmel erlaubt. Der heilige Cyprian haß alles in die Reih' gebracht, seine graue Nebelnachtmüs' über die Ohren gezogen und sich aufs Wollentbett gestreckt. — Schon war er wieder gewek't.

„Heiliger Cyprian, hörst — heiliger Cyprian —!“

Es war das Kaverl — der Durchtriebenste von die Engelbuben — war überall dabei und ließ sich nicht erwischen.

„Ein schen'n Gruß von heiligen Petrus, und er tät' um's Wetter bitten für die nächsten vierzehn Täg.“

Der heilige Cyprian kratzte sich hinter die Schlafhauben.

„Himmelsakrament — (der Fluch war im Himmel nicht erlaubt) — auf das hab' ich in den Nordstärm ganz vergessen! Hat denn das so eine Eil?“

„Die allgerögte — meint der heilige Petrus. — In einer Viertelstund' kummt der Neumond, und der verlangt ein reiches Wetter. Is eh schon fertig der Bettel im ganzen Tirol — fehlt nur noch der Deingte.“

„Nacha gib' halt in drei — Engels Namen die himmlischen Karten her und's Windkursbuch — die Sternentafeln und die Sonnensfledmuster, daß i mir's überleg!“

Kaverl brachte alles angeschleppt und noch eine Riesentaschen dazu.

„Da sind die Wittgesuch' d'rin von die Menschenfinder, wo wir aufgeschrieb'n haben.“

„Wehr nicht?“ brummte der Heilige. „Und das soll ich alles lesen, mitten in der Nacht? Fällt mir nicht ein! Scheer mich 'n Dreck um die Wünsch' von die Menschenfinder. Mach's Wetter, wie's mir g'fallt, und damit Amen.“

Er steckte 'nen frischen Stern auf den Leuchter, pußte ihm die Schnuppe, rückte die Brille zurecht und ging an's Sinnieren.

Schwer ging's zusammen — müd und abgehetzt, wie er war. Endlich war's bei anand.

„Schreib auf!“ — befaß er dem Kaverl. „Zunächst bleib't in die Taler noch unsicher — wird hie und da ein Bissel regnen — in zwei bis drei Täg' wird sich's klären — bleibt hübsch bis zum 20. nacha gib't a Wetter — daß Ihr aber dann ordentlich Obacht gebt, Ihr Pakerl! — und wird schon bleiben mit'n schwachen Ostwind — bis zum Bollmond.“

Kaverl lachte.

„Na, was seigt denn, Du Tepp?“

„I hob' a Freid.“

„Auf was hast 'ne Freid?“

„Daß die Menschenfinder so arg g'scheidt sein! Just wie i am Wegflieg'n war, is eine arme Seel' beim heiligen Petrus einigangen — die hat gellagt, daß sie bei so a Hagel hat afisteigen gemußt, wo doch für morgen so a gut's Wetter ansagt is im Südtirol. Nämlich was der Falb is, wo drunten das Wetter macht, hat ganz den nämlichen Speiszettel g'macht für die nächsten 14 Täg als wie Ihr.“

Rot stieg der Born dem Heiligen zu Kopf. So hoch schwellen ihm die Stirnadern, daß die Hornbrille, die hinauserutscht war, wieder auf die Nase fiel.

„Was?“ — schrie er. — „Der Falb, der Wetterwiffer, wo sich allweil in meine Sach' mengt, mir allweil mit'n Speltivis in die Wollen rumsfieriert und mich's ganze Jahr gist — diejer — (er suchte vergeblich nach einem himmlischen Ausdruck für seine Wut) der soll sich kurios wundern — justament mach' ich ein anderes Wetter — daß ich ihn ordentlich hineinleg', den Heferlagger. Schnell schreib' auf — für die ganze vierzehn Täg —! Wechselnde Bewölkung, sinkende Temperatur, Nordostwinde, Niederschläge, Gewitterneigung.“

„Die armen Grödnler!“ murmelte Kaverl in die Pause hinein.

„Was brummelst vor Dich hin?“

„Daß mir leid ist um die Grödnerbauern. Braße Leut' sein's und fromme. Und arg nötig haben's den Sonnenschein. Sie tun sich schwer mit Adern und Pflügen. 's Land is rauh und tragt net viel. Allweil gehen's Kirchfahrten — zehn heilige Messen haben's

Dir gelobt für gute Ernte, und a ganze Massen Fürbitten haben's afg'schickt. Soll ich Dir's lesen?"

„Fahr ab dermitt!“ rief der Heilige.

Aber er zögerte.

„Schreib in Kammer (im Grödnertal soll vierzehn Tag' de Sonn' scheinen)! Na, was is Dir wiederum net recht?"

„s is nur wegen der Freilen —“

„Wegen was für eine Freilen?"

Der Engel zog ein rosa Papierl zwischen die Flügel hervor.

„Da drunten in St. Ulrich is ein Freilen irgendwo aus dem Deutscherland her — die hat heut Abend so herzlich um Regen bett.“

„Auf was brauch't's denn den Regen, selbiges Freilen?"

„Sie is halt mit einer Dam' drunten — ihr' Tant' oder Göt', was weiß ich — so 'ne rechte Zwißerwurzn — die is arg nach'm Bergtraxeln. Naturschwärmerei nennt's — i mein halt, sie möcht' a paar Pfund Fetten verlier'n. — Und das Freilen — aber ich lies Dir lieber gleich ihre Witt'. „Lieber Gott!“ — weißt, sie is 'ne Luthersche, die wissen nig von die Heiligen.“

„Bist narrißch worden, daß D' mich um eine Keßerische angeßt!“

Aber Kaverl fuhr fort, zu lesen: „Lieber, lieber Gott! Ich bitte Dich vom ganzen Bergen, laß es in den nächsten Tagen regnen, so lange der nette Leutnant noch hier ist! Nicht zu sehr, weißt Du, damit die Tante nicht zu Hause bleib, und doch genug, damit ich Schnupfen vorschützen und zurückbleiben kann! Ich hab' gewiß keine schlechten Absichten, lieber Gott, ich versichere Dich. Aber die Tante findet alles gleich unschidlich. Und die anderen Mädchen holen sich doch auch immer Bücher aus dem Lesezimmer, wenn die Herren dort Billard spielen. Und meine Freundin hat doch auch schon einmal ein Abenteuer gehabt — Und er ist doch so furchtbar nett — Und am Ende, man kann doch nie wissen — Bitte — bitte — lieber Gott, laß es doch ein paar Tage nach Tisch ein bißchen regnen!“

„Und um so ane Schneegans tußt mich molestieren?“ fuhr der Heilige auf. Aber innerlich schmunzelte er. Er hatte ein Herz für die Jugend und ihre Freuden.

„Weil's a gar so a lieber Schneid is, Patron! Wann's Du sie nur selber g'sehen hättest — als wie ich — Wie's dahergesessen is in sein Bett'l — Haar wie Mondschein — ein G'sicht wie ein Apfel — und so zart und jung in sein weißen Nachtgewand!“

Dem alten Herrn lief das Wasser im Munde zusammen.

„Nacha laß mer's halt in St. Ulrich a bißerl regnen! Nur so tröpfeln, weißt — an die Nachmittäg!“

„Trab, daß die Bergpöhl' trocken bleiben — für die Kadler —“

„Jehete die Kadler — hörst die Gallodrie nignubigen, wo mir die Weg' ruinieren — die geh'n mich gar nig an — für die tu' i nig —“

„Geh' her! Heiliger Chyrian, sei nit so grantig! Den!, 's sein deut', die tun sich hart das ganze Jahr — in die Schreibstüb'n, in die Schulen, in die Fabrikten! Jehete haben's sich die paar Keßer zamm'part, freuen sich die langen Wintermonat' auf die paar freien Täg — jehete tu ihnen die Freud' nicht verderben — gelt?"

„Was Du mich sekkieren tußt, Du Lausbub — mangari — laß mer auf die Pöß halt die Sonn' scheinen!“

Kaverl's Augen funkelten. „Is auch die reichen Hotels zu vergunnen,“ sagte er scheinbar unschuldig. „Laufst ihnen eh 's Wasser von die Wand — so wie's ein paar Stund mit Regnen anhält.“

Wieder stieg die Galle dem Heiligen in die Höß.

„Was — bene Hoteliers soll ich helfen — bene Piloten, wo mir's Land verwüsten — wo mir die Keßerchen in die Berg' bringen und's sündhafte Geld — wo mir meine Tiroler verderben — daß nur noch aufs Saufen denken und aufs Beten vergessen — bene Kerle laß ich's regnen — justament — daß ihnen's Dach von die Mauern fällt. . .“

„Gallo!“ rief's am Telephon.

„Gallo!“ antwortete der heilige Chyrian — etwas zaghaft — denn er hatte die Stimme des heiligen Petrus erkannt.

„Gier Petrus.“

„Gier Chyrian.“

„Na alsdann — wie steht's — wo bleibt die Wetterkart' — hast Dich epper wieder beim Tarokieren versäumt?"

„Maleib nit, heiliger Petrus — bin eh schon fertig — 's Kaverl is eh schon am Afisliegen!“

„Nacha schleun' Di a bißerl — in zwei Minuten is Neumond!“

's Kaverl stand, da — als kunt's nicht drei zählen.

„Alsdann was g'schieht, heiliger Chyrian — regnet's oder scheint die Sonn'?"

Der Heilige riß die Brille herunter.

„Was red'st so dalket daher, Bub', sißt's epper auf die Ohren — hab's eh schon deutlich g'sagt — hast es nicht aufschrieb'n?"

Und Kaverl las.

„Wetterprognose für die nächsten vierzehn Täg für das Eisack, Grödnertal und Umgegend — Anhaltender Regen — im Grödnertal Sonnenschein — in St. Ulrich in den Nachmittagsstunden etwas Regen — auf den Pässen trocken und heiter — Ueber den Hotels Gewitterneigung und feuchter Niederschlag —“

„Jessas — Jessas is das 'ne Talkerei!“ ächzte der Heilige.

„Noch nicht fertig?“ Klang's durch Telephon — so scharf, wie die gütige Stimme es vermochte.

Die zweite Minute war vorüber. /

„Nacha flieg aff!“

Und's Kaverl flog.

Und die Wanderer in Tirol jammerten über die Launen des Wetters.

Aber das Tarokieren um Mondwechselzeit hat der heilige Chyrian auf immer verschmoren.

Sonnenstrahlen und Hautfärbung.

Von Dr. Ludwig Stabj.

Mit dem Sommer ist die Zeit gekommen, in der mit den Bleichgesichtern der Stadt eine große Veränderung vor sich geht, denn wer seine Urlaubs- oder Ferienzeit auf dem Lande verbringt, der kehrt mit einer ganz anderen Gesichtsfarbe wieder zurück, als er vorher hatte, und selbst die vordem blassesten Wangen sind jetzt mit einem kräftigen Rot bedeckt oder zeigen gar eine tiefbraune Färbung. Besonders die Stadtbewohner, die sich am Strande der See oder im Gebirge aufgehalten haben, können nach ihrer Rückkehr mit Stolz die Glückwünsche ihrer Bekannten wegen ihres vorzüglichen, gesunden Aussehens entgegennehmen. Aber lange dauert die Freude nicht, schon wenige Wochen des Stadtaufenthaltes, der ja gewöhnlich mit einer größtenteils im Hause geübten Beschäftigung verbunden ist, genügen, um die Rothhaut der Sommerfrische wieder in ein Bleichgesicht der Stadt zu verwandeln. Luft und Sonne, die einzigen Ursachen der Braunfärbung der Haut, haben jetzt keinen ungehinderten Zutritt mehr und bald verschwindet die braune Farbe, die ja bei den Landbewohnern und auch bei den in der Stadt im Freien in Wind und Wetter arbeitenden Leuten, wie Maurern, Pflasterern, Gärtnern, Kutschern und anderen die dauernde und natürliche ist.

Woher kommt nun die Braunfärbung der Haut und was hat sie für einen Zweck? Sie ist keineswegs immer das Zeichen einer guten Gesundheit, die ja allerdings in der reinen Landluft eher erzielt wird als in der Stadt, sondern sie hat eine ganz bestimmte, für das Wohlbefinden des Körpers allerdings sehr wichtige Mission zu erfüllen, sie ist ein sehr nötiger und wirksamer Schutz gegen das starke Licht der Sommer Sonne, und zwar ein Schutz, den die Sonne selbst schafft. Das lebenspendende, dem Gedeihen des Körpers so notwendige Sonnenlicht hat auch schädliche Eigenschaften, wovon sich der Europäer in den Tropen am ehesten überzeugen kann. Setzt sich ein zum erstenmal in die Tropen gekommener Europäer nur wenige Stunden den Sonnenstrahlen aus, so bilden sich im Gesicht und auf den Händen sehr schmerzhaftes Jucken und Anschwellungen, die nicht nur ein Ablösen der Haut, sondern auch bössartige Entzündungen hervorrufen können. Wird das Gesicht aber von einem breitrandigen Hute beschattet und sind die Hände mit Handschuhen bedeckt, dann treten diese Erscheinungen nicht auf, die also unbedingt eine direkte Wirkung der Sonnenstrahlen sein müssen.

Worin besteht nun das Schädliche des Sonnenlichts? — Bekanntlich zerfällt das weiße Licht in eine Reihe verschiedenfarbiger Strahlen, die uns der Durchgang eines Lichtstrahls durch ein Prisma am besten vor Augen führt. Die Strahlen durchlaufen eine Farbenskala von Rot bis zum Violett, das steht mit anderen Worten, sie, die ja aus unendlich schnellen Wellenbewegungen bestehen, zeigen eine Verschiedenartigkeit ihrer Schwingungen, die bei Rot am langsamsten, bei Violett am schnellsten sind. Es gibt aber noch über das violette Ende des Prismas hinaus Lichtstrahlen, die noch schnellere Schwingungen haben als die violetten, die aber von unseren Augen nicht mehr wahrgenommen werden können: es sind dies die sogenannten ultravioletten Strahlen. Diese üben nun trotz ihrer Unsichtbarkeit eine bedeutende chemische Wirkung aus, weshalb sie auch direkt chemische Strahlen genannt werden; sie sind es, die auch auf unsere Haut zersendend und zerstörend einwirken. Da diese chemischen Strahlen aber von gelben, roten und braunen Farben verschluckt, das heißt unschädlich gemacht werden, so sind diese Farbtöne als Schutz gegen ihre schädliche Wirkung notwendig. Allein zu diesem Zweck und aus diesem Grunde werden in unserer Ober- und Lederhaut Farbstoffe, Pigmente, abgelagert, die die Haut und den unter ihr liegenden Organismus gegen die chemischen Strahlen schützen sollen.

Je größer diese Anhäufung der dunklen Pigmente ist, desto weniger Schaden können die Sonnenstrahlen der betreffenden Haut zufügen, und daher müssen wir die schwarze Farbe des Negers als eine ideale Färbung für die Tropenbewohner ansehen. Der Neger ist denn auch in der Tat völlig geschützt gegen die schädlichen Wirkungen der Bestrahlung. Wenn ein Neger und ein Weißer nebeneinander ihre Hände längere Zeit ungeschützt der Tropen Sonne aussetzen, dann bedecken sich die Hände des Weißen mit schweren Brandblasen, während die des Negers völlig unversehrt bleiben. Färbt aber der Weißer seine Hände braun oder schwarz, dann bleiben auch sie von den üblen Folgen der Bestrahlung verschont: ein Beweis für die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit, ja für die Unentbehrlichkeit der Hautfärbung. Infolgedessen sind alle Menschenrassen, die in heißen, sonnigen Ländern wohnen, mehr oder weniger dunkel gefärbt, und diese dunkle Hautfärbung ist ein Schutzmittel gegen die Sonne, das die Natur ihnen verliehen hat. Durch das Sonnenlicht selbst wird die Haut zu intensiver Tätigkeit angeregt, und nur unter Einwirkung des Lichtes bilden sich in der Haut die dunklen Pigmente; die Sonne erzeugt also selbst das Schutzmittel gegen ihre schädlichen Strahlen.

Die Schutzfärbung gegen die ultravioletten Strahlen finden wir nicht nur bei den Menschen, sondern in der ganzen Tierwelt weit verbreitet, und wenn auch in vielen Fällen die gesamte Körperhaut des Tieres diese Färbung nicht annimmt, so doch meistens die empfindlichen und dem Licht besonders ausgesetzten Körperteile. Bei den Säugetieren ist gewöhnlich die dem Licht am meisten zugängliche Oberseite dunkler gefärbt als die Unterseite, die diese Schutzfärbung entbehren kann, und gewöhnlich ist die Linie des Rückgrates am dunkelsten, bei vielen Tieren sogar direkt dunkelbraun oder schwarz. Bei allen Tagtieren ist die Außenseite des Körpers dunkler als die Innenseite der Gliedmaßen, weil auf diese das Licht nur sehr wenig oder gar nicht einwirken kann. Ganz auffallend groß ist aber die Ansammlung dunkler Farbpigmente an den empfindlichen Stellen des Körpers, so vor allen Dingen an der Schnauze. Die feinnerbige Nase des Hundes ist beispielsweise immer schwarz, wie auch die fast aller Tiere mit sehr ausgebildetem Geruchssinn, wie Fuchs, Wolf und anderer Raubtiere. Ebenso ist die Nasenmuschel aller großen Pflanzenfresser, der Büffel, Antilopen, Hirsche und Rehe schwarz, denn auf diese Weise ist das sehr empfindliche Organ am besten geschützt gegen Entzündungen durch Sonnenlicht. Die weichen Teile des Mundes, besonders die Lippen, die zur Nahrungsaufnahme so viel gebraucht werden müssen, sind ebenfalls sehr oft mit einer braunen oder schwarzen Schutzfarbe versehen, ich erinnere nur an Zebras und Giraffen. Auch die Haut um das empfindliche Auge ist oft von einer Schutzfarbe umgeben, die dunkler ist als die sonstige Färbung des Körpers; dunkle oder schwarze Augenflecke finden wir daher bei sehr vielen Tieren. Selbst bei den Wassertieren, den Fischen, treffen wir diese Einwirkung des Sonnenlichtes. Auf der dem Licht zugekehrten Oberseite sind die Fische dunkler gefärbt als auf der Unterseite; am stärksten tritt dieser Unterschied hervor bei den auf dem Grunde des Wassers liegenden Flachfischen, die auf der nach oben gefehrten Seite dunkel, auf der dem Boden aufliegenden aber rein weiß sind. Andere Tiere, die fast nie dem Licht ausgesetzt sind, zeigen diese Schutzfarbe nicht, sie sind, wie manche in der Erde oder im Holz der Bäume lebenden Insektenlarven, meistens eintönig hell, weiß oder gelblich, gefärbt. Treten bei ihnen aber dunkle Farbenpartien auf, so befinden sie sich immer an den Körperstellen, an denen die Sinnesorgane sitzen, also mit Vorliebe am Kopfe.

Wie erkennen also im ganzen Tierreich die große Bedeutung und Wichtigkeit der Hautfärbung, sie hat als eine ihrer bedeutendsten und wichtigsten Funktionen den Schutz der Haut gegen die schädliche Wirkung der chemischen Sonnenstrahlen zu übernehmen, sie findet sich daher je nach der Größe des Bedürfnisses zwar verschieden stark, aber immer zweckentsprechend angeordnet. Für uns können wir daraus die Lehre ziehen, daß wir im Sommer zwar zunächst empfindliche Körperstellen vor den direkten Sonnenstrahlen schützen, aber auch allmählich unsere Haut an Luft und Sonne gewöhnen müssen, das ist dem Körper sehr zuträglich. Die Haut schützt sich durch ihre bald entstehende braune Farbe gegen die schädlichen Strahlen der Sonne selbst, so daß sie dann keines künstlichen Schutzes mehr bedarf.

Kleines feuilleton.

Wirtschaftsgeschichte.

Monopole im alten Ägypten. Bei dem großen Eifer, der seit langer Zeit von Gelehrten aller europäischen Nationen auf die Durchforschung ägyptischer Altertümer verwendet wurde, muß es auffallen, daß über die wirtschaftlichen Verhältnisse des alten Ägypten noch immer recht wenig bekannt ist. Und doch enthalten die gefundenen Papyri eine Fülle hochinteressanter Materials über Industrie und Handel Ägyptens in den ältesten Zeiten. Eingehender hat sich die ägyptologische Forschung bereits mit den zahlreichen Monopolen im Nillande beschäftigt. Um die eigenartige Organisation der damaligen Monopole zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß der erste Großindustrielle im alten Ägypten der König war. Rächst ihm beherrschten die Tempel den größten Teil des gewerblichen Lebens. Ueber die verschiedenen Arten von Monopolen geben die neuesten Forschungen von G. Mitteis und U. Wilden interessante Aufschlüsse. Ein äußerst wichtiges Produktions- und Verkaufsmonopol war das Delmonopol. Del spielte im Haushalt der Ägypter dieselbe Rolle wie bei uns die Butter. Der Delstruchtanbau unterlag der Kontingenterierung und Kontrolle des Königs. Der Delverkauf wurde an Kleinhändler in Stadt und Land verpachtet, wobei der Verkaufspreis im Detailverkauf alljährlich vom König festgesetzt wurde. Dem Händler verblieb z. B. beim Verkauf des Sesamöles zu 48 Drachmen ein Profit von 6 Drachmen. Die Einfuhr ausländischer Öle war natürlich verboten oder durch Schutzzölle erschwert.

Auch das Bankwesen war in der Ptolemäerzeit staatlich monopolisiert. Weitgehenden Beschränkungen unterlagen fast alle Zweige und Produktionsstadien des Textilgewerbes. Die Gewinnung von Wolle und Flach war teils dem Fiskus vorbehalten, teils an Tempel und Private weiterverpachtet. Vor allem beschäftigte

sich die Großindustrie der Tempel mit der Herstellung feinerer Textil-erzeugnisse. Es ist überhaupt erwiesen, daß im alten Ägypten ziemlich alles, was für den Massenkonsum in Betracht kam, der Monopolisierung unterlag, so z. B. Salz, Honig, der unsern Zucker vertrat, Fische und Bier. Auch für wertvollere Erzeugnisse, z. B. Goldschmiedearbeiten, Parfüms und Salben gab es besondere Monopole. Die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser weitgehenden Monopolisierung liegt auf der Hand. Sie gewährte dem Fiskus und den Tempeln einen ganz überlegenen Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes und sicherte dem König wie den Priestern eine reiche Einnahmequelle. Der Vorteil für die Konsumenten bestand in der Stabilisierung des Marktes und in der staatlichen Kontrolle der Herstellungsweise und der Preise. Der unverkennbare Nachteil bestand in der Hemmung der gewerblichen Unternehmungslust und in der Debauchierung des nationalen Reichtums unter alleiniger Verfügungsgewalt des allmächtigen Herrschers.

Altertumskunde.

Der Torso vom Belvedere. Eines der berühmtesten Kunstwerke, das aus der Antike auf uns gekommen ist, hat sich eine Umtaufe gefallen lassen müssen. Es ist der mächtige Torso vom Belvedere in Rom, der bisher durchgängig als Herkules aufgefakt worden ist. Noch heute zeigt das Berl trotz seiner argen Verstümmelung den großartigen Formensinn und die unergleichen Gestaltungskraft des spät-hellenischen Meisters, des Apollonius, der im 2. vorchristlichen Jahrhundert lebte. Diese Periode stellte stärkere Anforderungen an den Realismus des Künstlers als die klassische Zeit im strengen Sinne des Wortes. Zu den Werken dieser Zeit gehört auch der unergleiche Torso vom Belvedere. Er hat schon einen Kenner und Gemieher wie Windelmann begeistert und ihn zu jener berühmten Schilderung veranlaßt, die stets in der Geschichte der deutschen Kunstforschung wie der deutschen Prosa ihren Ehrenplatz behaupten wird. Die träumerhafte Skulptur mit den gewaltigen Muskeln eines Riesen als Herkules zu deuten, lag sehr nahe, denn die hellenischen Künstler haben gern an der Gestalt dieses Halbgottes gezeigt, daß sie gigantische Körpermassen zu beherrschen vermochten. Nun hat aber die Prüfung des Torso durch Prof. Haffke von der Breslauer Anatomie, der dabei von dem Bildhauer Paul Schulz unterstützt wurde, zu dem Ergebnis geführt, daß die bisher vorgeschlagenen Ergänzungen unhaltbar sind. Es ist kein Zweifel, daß in dieser Angelegenheit der Anatom das letzte Wort zu sprechen hatte und nicht der zünftige Archäologe. Denn die antiken Meister haben jedes einzelne Glied so genau nach der Natur gebildet, daß es dem medizinischen Fachmann möglich ist, jedes verstümmelte Kunstwerk mit einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit in seiner ursprünglichen Form wiederherzustellen. Die Rekonstruktion des Torso ergab, daß er zu der Statue eines Polyphem gehörte, der am Felsenufer sitzend dem Gesange seiner geliebten Galatea lauscht. Der Riese Polyphemos ist aus der Odyssee bekannt, wo in einem köstlichen Gesange erzählt wird, wie Odysseus in die Gewalt des ungeschlachten Menschenfressers gerät, aber durch seine raffinierte List der Gefahr entrinnt, mit Haut und Haaren verpeist zu werden. Daneben gab es den Rhythus von der Liebe des Polyphem mit der niedlichen Nymphe Galatea. Und die Spätzeit, die jede Pikanterie mit Vergnügen aufgriff, hat immer wieder geschildert, wie der gewaltige Zyklop, von der Liebe zu dem zierlichen frechen Wasserfräulein gequält, in allerhand komische Situationen gerät. So ist er auf mehreren Wandgemälden in Pompeji dargestellt, und auch der Torso vom Belvedere hat, wie wir jetzt wissen, den armen Riesen bei seinem galanten Abenteuer wiedergegeben.

Physiologisches.

Die Bedeutung der Salze für das Leben. Seit einiger Zeit ist man in der Lage, einzelne Organe und Zellkomplexe unseres Organismus auch isoliert „überlebend“ zu erhalten, wenn man sie in der sogenannten Ringer'schen Lösung aufbewahrt. Es ist dies eine Salzlösung, die Kochsalz (Chloratrium), Chlorkalium und Chlorkalzium in einem Mengenverhältnis von 100:22:15 enthält. In einer gleichen Konzentration sind aber die Salze im Meerwasser vorhanden. Offenbar stehen also der Mensch und andere höhere Organismen unter dem Einfluß dieser Salzlösungen. Dies wird schon daraus ersichtlich, daß gewisse Meerestiere, wenn sie in destilliertes Wasser getan werden, absterben. Auch eine einfache Kochsalzlösung schützt sie nicht vor der Vergiftung, sondern stets erst der Zusatz von Chlorkalzium und Chlorkalium. Bei einer derartigen Wichtigkeit der Salze ist es interessant, die Frage allgemein zu beantworten, welche Rolle die Salze für die Erhaltung des Lebens spielen. Der amerikanische Physiologe Jacques Löb beantwortet sie in einer neuen Untersuchung dahin, daß die Salze die Zellumhüllungen „gerben“ und undurchdringlich machen. Dann kann das für junge Zellen in einer Konzentration besonders giftige Kochsalz nicht in sie eindringen. Im übrigen heben die Salze sich gegenseitig in ihren Giftwirkungen auf und machen die Zellhüllen sich gegenseitig undurchlässig. Nur in gewisser Konzentration halten die Salze die Lebensfähigkeit der Zellen aufrecht. Die schädigenden Wirkungen falscher Kombinationen äußern sich in einer Zerküftung der Zellen, die von der Oberfläche ins Innere fortschreitet und sie in kleinste Teilchen zerfallen läßt.